

Wend' ich meinen Blick zum blauen Unbegrenzten Himmelzelt, Wird von wunderbarem Schauen Oft die Seele mir erbellt.

Vor des innern Lichtes Scheine Schwandelt plötzlich Zeit und Raum, Wird' ich auf das ewig Eine Aus der Dinge dunklem Traum.

Wurzeln schlag' ich tief im Grunde, Sterne sind der Wipfel Zier, Und der Welt geheime Kunde Strömt durch alle Adern mir.

Alles flieht.

Eine Skizze von Olga Waldow.

Die Kleinstadt war in Aufregung, denn die neue Frau Bürgermeisterin gab ihre erste Kaffeegesellschaft. Ganz abweichend von der Sitte, nur selbstgebackenen Kuchen vorzusetzen, hatte diese nach Großstadtart ihre Bestellungen beim Konditor gemacht, diesen damit aufs höchste beglückend. Allen, die in sein Geschäft kamen, flüsterete er zu, was für eine feine und verständige Frau die neue Bürgermeisterin sei, man merke doch gleich, daß sie aus der Großstadt komme, und wie gut es sein würde, wenn gewisse alte Köpfe, die Handel und Wandel hemmten, durch ihr Beispiel in Wegfall kommen würden.

An diesem demütigen Nachmittage schickten sich alle Damen der Gesellschaft aufs Beste, manche sahen recht gut, viele sehr geschmacklos aus. Die schon etwas verblühte Tochter des Apothekers tadelte an ihrem neuen Kleide herum und schalt auf Mänschen Wurzeln, die vielbegehrte Schneiderin des Städtchens, welche allerdings mehr guten Willen als Geschick besaß. Dazwischen lief das Fräulein beständig ans Fenster, um ihre neueste Hoffnung, den Assessor, nicht zu veräumen; hätte sie geahnt, daß dieser ihre letzte und zugleich vergebliche Hoffnung sei, würde sie sich diese Mühe nicht gemacht haben.

Der Empfang aller Damen gefallte sich im Bürgermeisterhaus ziemlich förmlich, wenn schon sehr höflich und liebenswürdig. Die Hausfrau, deren Gatte vorher Stadtrat in einer Großstadt gewesen war, fand sich nicht leicht in dieser engen Welt zurecht, sie war geistig allen überlegen und fürchtete immer anzustoßen.

Als die Damen nach ermüdenden Komplimenten und vielem Hin und Her endlich ihre Plätze eingenommen hatten, machte der Ruchenteller zum ersten Mal die Runde, das unglücklich Dienstmädchen aber hatte vergessen, bei der Frau Oberpfarrer anzufangen und erhielt deshalb von einigen Anwesenden vernichtende Blicke zugeworfen. Mit großer Voracht kostete man den Kuchen, doch die Mienen verklärten sich und lobende Bemerkungen wurden laut, nur eine ganz besonders feine alte Gebräuchliche hängende Dame fürchtete, sich den Magen zu verderben, weil doch bekanntlich bestellte Badewasser mit Margarine hergestellt würde. Die Unterhaltung bewegte sich zwischen Dienstboten — Kinderstubegeheimnissen, Heirathsausichten und der letzten Predigt des beliebten Oberpfarrers hin und her.

Die Witthin feuerte nach innen und lächelte verbindlich nach außen, doch als sich das Gespräch nach Klatsch und Standalgeschichten hinwendete, wobei auch der Name des schönen Assessors, halb zum Entzücken, halb zum Entsetzen seiner ältlichen Verehrerin genannt wurde, hielt sie Frau Bürgermeisterin für angebracht, taktvoll einzugreifen und den gebrachten Anwesenden ihre siebzehnjährige blühende Tochter Margarethe, welche auf Veranlassung von Seminar da war, vorzustellen. Das junge Mädchen nahm für kurze Zeit Platz und bewies viel Anmuth und Höflichkeit.

„Ach, Sie armes Fräulein müssen so viel lernen, wollen Sie wirklich Lehrerin werden?“ fragte die Apothekerstochter, sich dabei fester als je in die glückliche Rolle der Assessorstochter hineinentend.

Das junge Mädchen entgegnete: „Ich lerne sehr gern und auf dem Seminar ist es hübsch, wir haben da auch nette Geselligkeit, neulich feierten wir erst meinen Geburtstag und tanzten sogar.“

Später, als Margarethe den Kreis wieder verlassen hatte, bestürmten sie die Mutter mit Fragen: „Warum lassen Sie die einzige Tochter fern von sich leben — warum genießt sie die Jugend nicht — Sie haben es doch nicht nötig, das einzige Kind in bumpy! Schulstube einzusperrn! Andere bedauern: „Gott im Himmel, keine Tanzstunde —, kein Kränzchen, keine kleine Schülerliebe — am Ende, o Entsetzen — keine Gelegenheit, sich zu verheirathen!“

Frau Bürgermeisterin hatte alles ruhig über sich ergehen lassen, jetzt hob sie den Blick, der so viel Schönheit, Tiefe, Festigkeit, aber auch stille Trauer barg und antwortete: „Meine Damen, bleiben wir bei dem letzten Ausspruch: keine Gelegenheit, sich zu verheirathen, stehen, gerade dies wünsche ich für mein Kind, denn mir ist eine andere schöne, begabte Tochter durch eine unglückliche Ehe zugrunde gegangen, meine zweite will ich vor einem solchen Schicksal bewahren.“

Zuerst legte sich ein Schweigen über den Kreis, dann äußerten einige Mit-

Nebraska Staats-Anzeiger und Herald.

J. P. Windolph, Herausgeber.

Grand Island, Nebr., 14. Juli 1905

(Zweiter Theil.) Jahrgang 25. No. 46.

geföhlt, Verständnis und Theilnahme, andere Reugier.

„Würden Sie uns vielleicht etwas mehr über Ihre traurigen Erfahrungen mittheilen?“ bat man.

„Warum nicht, wenn auch nur die Umrisse der schmerzlichen Geschichte. Wir erzogen unsere älteste Tochter Johanna wie alle Mädchen noch vor kurzem erzogen wurden: für die Ehe. Sie hatte die Töchterchule mit Auszeichnung verlassen, ihre Studien in einem Pensionat fortgesetzt und sich in der Tanzstunde vorzüglich amüsiert, der gewöhnliche Verlauf. Einladungen, etwas häusliche Arbeit, Theatergute Letztüre füllten ihren Tag aus. Als sie neunzehn Jahre alt war, warb ein Mann um sie, er war vermögend, älter und schien uns vertrauenswürdig. Außer einer gediegenen Ausstattung konnten wir unserer Tochter nur ein Nadelgeld zusagen, daher war uns ein Freier, welcher kein Vermögen beanspruchte, willkommen. Meine Tochter liebte den Mann und mit der ganzen Illusion ihrer Jahre hielt sie ihn für edel, ritterlich und ideal, so war sie eine glückliche Braut und er nicht unliebenswürdig als Bräutigam. In der Ehe änderte er sein Benehmen nur zum Besseren, er spielte den brutalen Hausvater, lebte seinen Gewohnheiten weiter, ließ seine Frau insofern allein und bewies ihr nur zu deutlich seinen bloß auf alles reale gerichteten Sinn. Auch tadelte er an ihr herum, sie sei keine Hausfrau, sie verstehe nicht zu spaten u. s. w. Bei einem solchen Streit fragte sie ihn beend, ob er denn nur eine Hauswirthin in ihr erblicke, sie habe sich freilich die Ehe anders vorgestellt, er aber antwortete darauf brutal: „In erster Linie ja, wir Männer heirathen, wenn wir des freien Lebens müde sind und uns nach Ordnung sehnen, gute Küche ist das beste Bindemittel der Ehe, alles andere ist Numpfh!“

Diese Worte zerschmetterten das Herz meines Kindes. Johanna sah alle ihre Illusionen verschwinden, sie sah sich erniedrigt, betrogen, in den reinsten Gefühlen ihrer jungen Seele beleidigt. Dann, als das Kind, welches sie erwartete, tot zur Welt kam, wurde sie trübsinnig, zuletzt artete der Zustand in Wahnsinn aus, sie hielt sich für die Wirthschafterin ihres Mannes und weil sie mit ihm leben mußte, für ein gefallenes Weib. Wir mußten sie in eine Anstalt bringen — niemals lehrte sie von da zurück — Gott erlöste sie.“

Keine der anwesenden Damen wagte das Wort zu ergreifen, endlich entschloß sich die Frau Oberpfarrer, gewissermaßen hier angefangen dieses Kammers das Amt des Selbstorgers zu vertreten, sie sprach insofern auch sehr salbungsvoll: „Meine verehrte Frau Bürgermeisterin, Sie haben ein schweres Schicksal durchlebt, eine Wunde ward Ihnen geschlagen, die niemals ganz verheilen wird, doch des Herrn Gnade wird alles Glück neu für Sie entstehen lassen in Ihrer zweiten Tochter.“

Das Auseinandergehen war herzlich als das Kommen, man wußte nun, die „Neue“ hatte auch ein Gespenst im Hause, das brachte sie den anderen näher.

Stil und emsig räumte die Gastgeberin dann den Tisch ab, das Erzählte wirkte noch in ihrer Seele nach. Da fühlte sie sich von den Armen Margarethens umschlungen.

„Bist du vergnügt, Mutti, war es nett?“

Ihre helle Stimme belebte, die Mutter sagte lächelnd: „O ja, ganz nett so weit hier, mein kleines Peder-mäulchen, sind noch Waffeln, immo sie dir.“

„Danke — Muttschen, ich habe unterdessen solch netten Brief erhalten, es stehen auch viele Empfehlungen an dich und Vater darin.“

„So, von wem — Grete, sei vorsichtiger mit dem kostbaren Ruchentföhr!“

„Ach, Mutter, laß doch das langweilige Aufräumen jeht, ich möchte dir gern etwas sagen, aber du mußt sehr lieb sein, nicht so streng wie neulich, als mir der Assessor ein wenig den Hof machte, denke dir, er schreibt, daß er schon am Sonntag kommt, wir hatten eigentlich für später abgemacht, aber er meint, daß er es nicht mehr aushalten kann.“

Jetzt wendete die Mutter nun doch ihre volle Aufmerksamkeit auf die geheimnißvollen Reden ihrer Tochter. „Wer schreibt, wer kommt Sonntag, wer hält es nicht mehr aus?“ fragte sie und die Zunge wollte ihr dabei nicht mehr gehorchen.

„Der Kandidat!“

„Ach so — bloß der — ich dachte schon — nun wenn der Herr hier zu thun hat, so müssen wir ihn eben einladen, du sagst mir mal, er habe

hier ein Interesse und ich fand das schon damals komisch, daß er dir das erzählt, wer ist denn eigentlich die Dame?“

Grete lachte laut auf. „Du süßes Muttschen, das bin ich, ich selbst — wir lieben uns rasend, er kommt um bei euch um meine Hand anzuhalten.“

Die Mutter war keines Wortes mächtig, sie sank auf einen Stuhl, stützte schmerzlich den Kopf in die Hand und stieß dabei den Sahmentrag um, eine weiße, fettige Fluth ergoß sich auf die schöne gestickte Tischdecke.

„Alles flieht!“ rief Grete aus. „Ja, alles flieht — das Schicksal nimmt seinen Lauf —“, murmelte die Mutter fassungslos, dann die Hände wie zum Gebet faltend, setzte sie hinzu: „Der Mensch denkt — Gott lenkt.“

In der Hitze.

Humoreske von Karl Pauli.

Der Oberst von Kühling war einer der schneidigsten Soldaten in der ganzen Armee.

Er war in allen Sätteln gerecht, war ein vortrefflicher Frontoffizier, sowie ein ausgezeichnete Strategie. Im Generalkaus hieß es allgemein, er könne sehr viel, und in seinem Regiment, er könne alles.

Er konnte auch, was zum Dienst und Militär gehört, thatsächlich alles, nur eines nicht — reden. D. h. er konnte schon reden, er redete sogar ganz gut, aber wenn er zu reden anfing, redete er sich derartig in die Hitze hinein, daß er gewöhnlich etwas ganz anderes sagte, als er eigentlich zu sagen beabsichtigte.

Der Oberst kannte seine Schwäche gar wohl und hüthete sich, unangenehme Reden zu halten, allein manchmal war es doch in seiner Stellung unerlässlich. Zwar die Rede, die er am Kaisers Geburtstag zu halten hatte, genirte ihn wenig, da brauchte er nicht viel Worte, seine Soldaten und Offiziere hatten alle nur eine Meinung, und wenn der Oberst sein Glas erhob und rief: „Kameraden, unser gnädigster Kaiser, unser oberster Kriegsherr, er lebe hoch! hoch! und zum dritten Male hoch!“ so wirkte das mehr, als wenn ein anderer drei Stunden gesprochen hätte.

Aber es gab auch andere Veranlassungen, wo er nicht umhin konnte, öffentlich zu sprechen, da blieb denn nichts übrig, als daß er sich die Reden vorher ausarbeitete und sich den Text genau einprägte. Zum dritten gab es aber noch andere Gelegenheiten, wo ihm das Herz auf die Zunge trat und er zu reden wünschte, das aber waren die gefährlichsten Reden, da gab's gewöhnlich Malheur, und das einzige Mittel, das er dagegen in's Feld führen konnte, war die warnende Stimme seiner Gemahlin, die ihn in solchen Fällen leise mahnend, bei seinem Vornamen zu rufen pflegte. Das half dann auch gewöhnlich, aber nicht immer. Dieses letzte Umstandes wegen hat denn auch die Frau Oberst ihren Mann, am Tage der Hochzeit ihrer jüngsten und einzigen Tochter mit einem Offizier des Regiments, recht inständig, heute Abend ja auf ihren Zutritt zu achten.

„Aber ja doch, gewiß, natürlich, liebe Elise!“ entgegnete der Oberst, „aber jeht entschuldig Du mich wohl einen Augenblick, ich muß nur mal nach der Kaserne hinüber!“

Auf dem Kasernenhof begegnete ihm der Unteroffizier Schulz. — Schulz war ein Liebling des Obersten, weil er ein strammer Soldat und ein tüchtiger Exerziermeister war. Deshalb hatte er ihm auch alle Einjährigen zum Aussererzieren gegeben und war mit der Leistung des Unteroffiziers außerordentlich zufrieden. Heute in der freudigen Stimmung, in der er sich befand, war es ein Bedürfnis seines Herzens, auch andere fröhlich zu machen, deshalb rief er den Unteroffizier an und sagte, als dieser in strammer Haltung vor ihm stand: „Hören Sie mal, lieber Schulz, ich muß Ihnen meine Zufriedenheit aussprechen, Sie haben aus den Einjährigen in der kurzen Zeit alles gemacht, was ich machen ließ. Sehen Sie mal, die jungen Leute sollen in einem Jahre zweimal soviel lernen, wie die anderen in zwei Jahren, und das will eben gemacht sein, dazu muß man sie eben einem Unteroffizier anvertrauen, der stramm ist und nicht bummelt. Denn stramm! stramm! muß der Soldat sein und — hier schwoß die Stimme merklich an — „das ist eben einfach Ihre Pflicht und Schuldigkeit, daß Sie ihnen das beibringen, dazu sind Sie Soldat! Dazu dienen Sie in

meinem Regiment! Hier dulde ich keine Schlappeheit! Merken Sie sich das, Herr! Der Kaduk soll Ihnen in die Knochen fahren, wenn Sie mir die Kerls verpfuschen! Sie sind verantwortlich, daß das Soldaten werden, wie ich sie brauche! Verstehen Sie mich, Herr? Und wenn Sie das nicht fertig kriegen, dann fliegen Sie in's Loch! in's Loch! damit Sie über die elendliche Bummelerei nachdenken lernen! Wegtreten!“ schrie er zuletzt noch den in maßloser Verblüffung dastehenden Unteroffizier an, und schritt säbelkraffend und sporentlirrend weiter. Plötzlich fiel ihm ein, daß er ja dem Unteroffizier seine Anerkennung hatte aussprechen wollen. Hm, da war die Junge wieder mal schön mit ihm durchgegangen, das mußte er gutmachen. Er drehte sich daher um und rief: „Unteroffizier Schulz!“

„Herr Oberst!“

„Sie wissen also jeht, daß ich sehr zufrieden mit Ihnen bin!“

„Zu Befehl, Herr Oberst“, antwortete Schulz, der lange genug Soldat war, um von allem überzeugt zu sein, von dem seine Vorgesetzten überzeugt waren.

„Dann nehmen Sie mal diese fünf Mark und trinken Sie auf das Wohl meiner Tochter eine Flasche Wein!“

„Zu Befehl, Herr Oberst!“

„Danke Ihnen!“ und wieder schritt der Oberst rasselnd und klirrend dahin, aber ein fröhliches Lächeln wie vorher umspielte seine Lippen.

Die Hochzeit fand im Kasino statt. Alles war auf's glänzendste verlaufen, als das Gastmahl sich beinahe seinem Ende zuneigte. Da schlug der Oberst plötzlich an sein Glas und erhob sich:

„Meine Damen und Herren, werthe Gäste!“ begann er; „Thränen der Rührung schiden sich nicht für einen Mann und Soldaten, aber glauben Sie mir, das Herz wird einem schwer, wenn man das letzte, geliebte Kind, das man mit Mühe und Sorge großgezogen hat, aus dem Vaterhause scheiden sieht, und nur ein Trost bleibt uns betrübten und traurigen Eltern, daß wir unser Kind einem Ehemann von der Qualität unseres Schwiegerohnes übergeben dürfen, das bekämpft nicht nur Betrübnis und Trauer, nein, das vermindert sie in Freude und Fröhlichkeit. Ja, mit Freuden lege ich meine letzte Tochter, das Nesthüchlein, in die Arme dieses braven Mannes, den ich kenne, wie kein anderer, weil ich weiß, daß ich, will mich unter Herrgott zur großen Arme abberufen, heiter die Augen schließen kann, weil ich mein Kind an der Seite eines Mannes weiß, dem die Pflicht über alles geht. Und das muß sie dem Soldaten, erst die Pflicht gegen Kaiser und Reich, dann die Pflicht gegen das Regiment und die Pflicht gegen sein Haus und die Seinen, und wer diese drei Pflichten nicht erfüllt, der ist ein Lump! Das sage ich von jedem, und wenn es mein eigener Schwiegerohn wäre. Ober glauben Sie vielleicht, ich würde Sie mit anderen Augen ansehen, weil Sie meine Tochter geheirathet? Glauben Sie deshalb die Pflichten gegen Ihr Vaterland vernachlässigen zu dürfen?“

„Ostar, Ostar!“ flüchelte die Frau Oberst, aber er hörte sie nicht; stumm, mit schreckensblauen Gesichtern den Sprechenden anstarrend, sah die Tischgesellschaft da, er achtete es nicht, hochroth vor Wuth im Gesicht, schrie er mit Donnerstimme:

„Herr! Was bilden Sie sich ein?! Halten Sie mich für bestisch? Ich dulde keine Bevorzugung! In meinem Regiment verlange ich gleiche Pflicht und gleiches Recht für alle! Herr, Sie haben Ihre Pflicht zu thun, oder dieser oder jener soll Sie kassiren! Sie tragen des Königs Rod, sind Offizier und in meinem Regiment! Wissen Sie nicht, was das bedeutet, diesem Rod, diesem Stand, diesem Regiment Schande machen? Das heißt ein Glender, ein Feigling sein, das heißt, ein Verbrechen begehen, auf dem der Tod, die Degradation steht! Und das sollte ich an Ihnen erleben? Niemals! Niemals! Hören Sie, Herr! Ich werde das zu verhindern wissen und sollte ich Ihnen mit eigener Hand den Degen durch den Leib stoßen! Augenblicklich geben Sie Ihren Degen ab und melden sich bis auf Weiteres zum Stubenarrest!“

Fast sinnlos vor Aufregung hatte der erzürnte Regimentschef diese Worte herausgeschossen. Jetzt wischte er sich den Schweiß von der Stirne und sah sich verwundert um. O weh, o weh, da hatte er noch wieder mal ganz etwas anderes gesagt, als er fagen

wollte! — Zugleich sah er seine Tochter thränenüberströmt auf sich zukommen. Bestürzt ergriff er das Glas und rief: „Also trinke ich auf das Wohl meines Schwiegerohnes, des ehrenwerthesten Offiziers unserer Armee!“

„Hoch! Hoch! Hoch!“ klang es ringsherum wie von einem Alp befreit, und jeder Herr beilte sich, mit seiner Dame ein solches Gespräch anzuknüpfen, wie es irgend möglich war, um den üblen Eindruck zu verwischen.

Der Oberst aber sagte zu seiner Frau:

„Sage mal, Elise, ich bin wohl etwas weit gegangen?“

„Weit?“ sagte die noch vor Aufregung zitternde Dame. „Erst wolltest Du ihm den Degen durch den Leib rennen und dann gabst Du ihm Stubenarrest!“

„Na, laß man!“ sagte der Oberst, „ich gebe Dir mein Ehrenwort, daß ich nicht eher wieder rede, als zur Hochzeit unseres ältesten Entleinkindes. Darauf laß uns mal anstoßen. Bist Du zufrieden?“

Da nickte die Gefragte mit dem Kopfe und antwortete: „Ja, Ostar, da werde ich doch eine Reihe von Jahren Ruhe haben!“

Die zwei Wünsche.

Eine kleine Geschichte von Hans Horina.

Am Waldestrand lag ein Jüngling und weinte bittere Thränen. Stundenlang schloß er sich in die Arme der alten Waldbäume rauchenden mittelbige dazu. Sie hatten das schon öfter mitangesehen, wie so ein Menschentöchter jammern und klagen tan, dem das Herz, so wie diesem da, so voll, ach so voll von Liebessehnsucht und Liebesgram ist.

Schon breitete sich nächtliches Dunkel über die Forste und noch immer lag der arme Junge dort und grämte sich um das Dindl, das ihn nicht mochte. Da legte sich ihm eine sanfte Hand auf die Schulter und als er aufblickte, sah er eine Waldfee vor sich stehen, die zu ihm sagte: „Dein Schmerz hat mein Herz gerührt, mein Sohn, um Dir zu helfen, will ich Dir zwei Wünsche gewähren, die, sobald Du sie ausprüchst, sofort in Erfüllung gehen werden!“ — Freudiger Schreck durchschuderte das Herz des verliebten Knaben und ohne lange zu überlegen, rief er: „Fürs erste wünsche ich mir, daß die Anne-Marie, die Tochter vom Kreuzhofbauern, mein Weib wird und fürs zweite wünsche ich mir recht viel Ge...“ — „Halt!“ fiel ihm da die gültige Fee ins Wort, „mit dem zweiten Wunsch sei recht vorsichtig, mein Junge; spare ihn Dir für spätere Zeiten!“ lächelte sie und freundlich nickend entschwand sie seinen Blicken.

Der Jüngling aber jauchzte voll Freude, rannte ins Thal hinab und — Wunder über Wunder! — da kam ihm auch schon die Anne-Marie entgegengeflogen, sagte nicht mehr, wie ehedem, „Tappschübel!“ zu ihm, sondern nannte ihn ihren lieben Heinrich und gab dem Glücklichen ein Büffel uns an andere.

Schon nach wenigen Wochen ward Hochzeit gehalten und Heinrich, der junge Ehemann, war so glücklich, daß es ihm gar nicht einfiel, an den zweiten Wunsch, den ihm die Waldfee vorbehalten, zu denken. Raum aber waren die Honigmonde verstrichen, da mußte er zu seiner Betrübnis sehen, daß hinter dem hübschen Lärchen seiner Frau eine Teufelsfrage stehe, denn sie war über alle Maßen jantfichtig, verlogen und falsch. Um das Hauswesen kümmerte sie sich gar nicht und dachte nur an Puz und Vergnügen.

Auf die Tage voll Sonnenschein folgten nun für den armen Heinrich Wochen und Monde der Trübsal, des Aergers und der Kümmerniß. — Als ihm einmal das ewige Reifen und Zanken seines Weibchens zu arg wurde, schlich er sich wieder, so wie damals am Waldestrand und meinte dort über sein Mißgeschick. Wüthlich fiel ihm ein, daß er ja noch einen zweiten Wunsch habe... „Ach!“ feuerte er, „i wollt, ich wäre die Anne-Marie los und ledig!“

Da trachtete ein Donnerschlag und — der Jüngling erwachte! Er hatte dies alles bloß geträumt, als er über seinen Liebesgram eingeschlafen war. Tief aufathmend, strich er sich übers Gesicht und ging frohen Muthes ins Thal hinab. —

An die Anne-Marie dachte er aber nicht mehr!

Der Zugführer des alten Kaisers.

Der langjährige Vorstehende des ehemaligen königlichen Eisenbahnkommissariats, dem bis zum Jahre 1895 die sämtlichen Privatbahnen unterstanden, Geheimere Oberregierungsrath August Weufen, beging seinen 80. Geburtstag, beglückwünschten ihn die Kaiserin Friedrich, der Eisenbahnminister v. Thielen, Staatssekretär v. Bötticher und andere zu seinem 50-jährigen Dienstjubiläum. Als Ingenieur hat es Herr Weufen zu einer Stellung gebracht, die sonst nur Juristen anvertraut wird. Ursprünglich in hannoverschen Diensten, folgte er nach 1866 einem Rufe der preussischen Regierung, die ihm den verantwortungsvollen Posten eines Eisenbahndirektors in Saarbrücken übertrug; während der Kriegsjahre 1870—71 war dann Geheimrath Weufen hervorragend an der Truppenbeförderung nach Frankreich betheiligt. So leitete er auch im Verlaufe des Krieges die Sonderzüge des alten Kaisers Wilhelm I., wobei er auch mit der kronprinzlichen Familie in enge Verbindung kam. Später nach Berlin berufen, leistete Weufen dem früheren Eisenbahnminister v. Mauthach als eine Art „Nebenminister“ für die Verwaltung der preussischen Privatbahnen die trefflichsten Dienste und soll von diesem auch zu seinem Nachfolger empfohlen worden sein. Damals aber siegte der Jurist. Noch heute hat sich der greise Jubilair die alte Geistesfrische und seinen Humor bewahrt.

Ein Prachtmöbel.

Der Schriftföhrer des Fürsten Metternich, ein Prachtstück aus Rosenholz mit Goldbeschlägen aus der Zeit Ludwigs XIV., ist von der Familie um eine Million Kronen in's Ausland verkauft worden. Er kam, wie erzählt wird, als Geschenk Napoleons I. in den Besitz des Fürsten. Nach der Prager „Politik“ war er bestimmt, mit mehreren anderen Werthgegenständen in Form eines Fideikommisses dem Vertheer entzogen zu werden. Das Ministerium habe sich geweigert, dem Ansuchen der fürstlichen Familie, die bezeichneten Vermögensobjekte zu einem Fideikommiss zusammenzufassen, stattzugeben, weil es nicht in der Lage wäre, den hierzu nötigen Gesekentwurf vor das Parlament zu bringen. Ein Streit, der sich über diese Vermögensgegenstände unter den Familienmitgliedern entspann, endete dann mit einem Uergleiche der Betheiligten, aus diesem Vermögensobjekten eine eigene Substitutionsmafie zu bilden. Bezüglich des Hauptobjekts, des kostbaren Schreibtisches, verfügte das Prager Landesgericht, daß dem Vertheer des Fürsten Metternich der Auftrag erteilt werde, es bestmöglich zu verkaufen. Dem Prager Gericht lag bereits ein Angebot eines Pariser Liebhabers vor, der 800,000 Kronen für den Schreibtisch bot. Das Angebot wurde von dem Fürsten Paul Metternich nicht angenommen, da ein anderer ungenannter Bewerber 900,000 Kronen und später eine Million dafür bot. Um diesen Preis wurde dann der Schreibtisch verkauft.

Das Leben getretet.

Der Schauspieler Joseph Jefferson und General Sherman waren intime Freunde. Bei irgend einer Gelegenheit war der Schauspieler einmal im Hause des Generals, und als er nach einer gemüthlichen Unterhaltung fortging, fielen Sermans Augen auf ein Blatt Papier, welches unter Jeffersons Stuhle lag.

„Jefferson“, rief er ihm nach, „ich glaube, Sie haben das hier verloren“, und brachte ihm das Blatt an die Thüre nach.

Jefferson nahm es und erging sich in so lebhaften Dankesbezeugungen, daß der General verwundert fragte, was denn eigentlich so groß zu danken sei.

„Lieber General“, sagte Jefferson, „Sie haben mein Leben getretet!“

„Nun, lieber Freund“, sagte Sherman überrascht, „dann sind Sie sehr unvorsichtig, wenn Sie solch wichtige Papiere so leichtsinnig bei sich tragen.“

Jefferson lachte und faltete das Blatt auseinander. Es war das Manuskript der ersten Seiten einer Selbstbiographie. — „Jeffersons Leben.“

Aus der Rolle gefallen.

Bursche: „Hier schickt der Herr Leutnant einen Waldblumenstrauß, den er eigenhändig für das gnädige Fräulein gepflückt hat!“

Fräulein: „Ach, das muß aber eine mühselige Arbeit gewesen sein?“

Bursche: „O ja, er hat auch geschimpft wie 'n Rodriphay, als er nach Hause kam.“

„Wohin wollen Sie denn Ihre Hochzeitsreise machen, Herr Professor?“

Ach so!

A.: „Das war das letzte Mal, daß ich den Huber zum Mittagessen eingeladen habe.“

B.: „Wieso? Hat er abgesehnt?“

A.: „Nein, im Gegentheil... angenommen hat er!“